

Weg und Ziel

In ähnlicher Ausführung sind zur Zeit folgende Hefte mit großer, klarer Druckschrift lieferbar:

Best.-Nr.	
18050	W. O. von Horn, Drei Tage aus Gellerts Leben
18071	C. R. Parsons, Ein Vertrauen, das nie zuschanden wurde
18078	A. B. Simpson, Berufen zum Waschen und Predigen
18080	Otto Funcke, Gewinn aus verlorenen Tagen
18179	Edelgard Harbusch, Und ihre Hände wurden nicht leer
18180	Hildegard Krug, Die Äpfel in Nachbars Garten
18181	Edelgard Harbusch, Der Preis war zu hoch
18182	Hildegard Krug, Wie ein Stern in finsterner Nacht
18186	Hildegard Krug, Rätselhafte Rosula
18187	Reinhard Ellsel, Theodor Schmalenbach – Heimweh nach der Ewigkeit
18189	Elsbeth Walch, Kommt doch nichts von ungefähr
18191	Hildegard Krug, Wer ist Schwester Cordula?
18304 W	Werner Krause, Es kommt der Herr der Herrlichkeit
18319 W	Brigitte Hauth, Freue dich, Welt!
18327 W	Kurt H. Möller, Wie das schwarze Schaf des kleinen Pepino weiß wurde
18328 W	Waltraud Neunert, Das Wichtigste hat gefehlt

W = Besonders für Weihnachten geeignet

Drei Tage aus Gellerts Leben

Zweiter Tag

In einer kleinen Stube des „Schwarzen Bretts“ zu Leipzig, des Hauses, an dem die Bekanntmachungen ausgehängt werden, saß eines Tages — es war in der Zeit des Siebenjährigen Krieges — ein Mann am Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand. Sein Aussehen war leidend. Eine weiße Baumwollmütze bedeckte den Kopf, und ein kattuener Schlafrock umhüllte die magere Gestalt. In der Stube sah man gleich, daß es die Wohnung eines Gelehrten war, denn an den Wänden hin liefen die Gestelle, auf denen in Reih und Glied eine Menge Bücher standen. Auf dem Tisch lag eine Bibel, der man ansah, daß der, vor dem sie aufgeschlagen lag, sehr oft darin las. Aufgeschlagen war das Buch Hiob, wo es heißt: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“

Seine Blicke ruhten auf einem Blatt, das vor ihm lag. Es war mit Versen beschrieben, die er überlas; dann und wann nahm er die Feder, strich ein Wort aus und schrieb ein anderes oben darüber, bis es ihm genügte.

Der Mann war Christian Fürchtegott Gellert, und die Verse, die er eben vollendet hatte, waren das schöne Lied: „Ich hab in guten Stunden“, das er, angegert durch die betreffende Stelle im Buch Hiob, eben gedichtet hatte. Gellert ging es wie manchem anderen ehrlichen Menschenkind, es trat nämlich oft eine Ebbe in seinen Einnahmen ein, die ohnehin nicht eben sehr bedeutend waren. Gerade jetzt war's so, es war auch kein Kreuzer mehr in seiner Tasche. Gestern hatte er noch 30 Taler, und die waren zum Ankauf von Holz bestimmt ge-

wesen, denn es war eisig kalt draußen, ein warmer Ofen darum eine doppelte Wohltat, und sein Holzvorrat reichte noch höchstens acht Tage. Einzunehmen hatte er nichts. Das war keine angenehme Aussicht, und es fiel dem kränklichen Mann, der ohnehin leicht froh, doch etwas schwer aufs Herz, wenn er daran dachte, daß sein Brennholz bald zu Ende ging. Daher kam es denn auch, daß es ziemlich kühl im Zimmer war und an den Fenstern die Eisblumen aufzuschießen begannen. Gellert pflegte aber, wenn der Feind, mit Sorgen gewappnet, gegen seine Ruhe anrückte, eine andere Waffe zu ergreifen, die allemal den Feind schlug und überall schlägt, nämlich das Schwert des Geistes, das Wort Gottes. So hatte er auch an diesem Morgen zu dem Gotteswort gegriffen und gerade die Stelle im Buch Hiob aufgeschlagen und mit andächtigem, betendem Herzen gelesen. Tief war der Eindruck des heiligen Wortes auf sein Gemüt, und ganz erfüllt von dem Gedanken, den ihm, so treffend für seine Lage, das heilige Buch entgegenhielt, schrieb er das Lied nieder, das ein Nachklang jenes heiligen Wortes und seiner Stimmung war.

Er legte endlich die Feder weg, stützte wieder den Kopf in die Hand und sagte zu sich: „Nein, es ist gewiß keine Reue über die Verwendung der 30 Taler, die mich betrübt machte. Herr, du weißt das am besten, der du in meine Seele schaust; es war nur eine Anwandlung meiner Schwachheit. Freilich — ein Mangel an Glauben! Ach vergeb, Herr! Sieh, ich glaube, aber hilf du meinem schwachen Glauben auf!“

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür, und ohne das „Herein!“ Gellerts abzuwarten, trat ein kleiner, dicker Mann herein und begrüßte Gellert herzlich, der ihm mit den Worten: „Guten Morgen, lieber Herr Doktor!“ die magere Hand entgegenhielt.

Der kleine, sehr bewegliche Mann ergriff die Hand, drückte sie herzlich, erwiderte den Gruß, legte dann Hut und Stock ab, rieb sich die Hände und rief: „Hu, wie

haben Sie's kalt, lieber Herr Professor! Das geht nicht bei Ihrem Zustand! Sie müssen's wärmer haben! Lassen Sie doch Holz einlegen! Wollen Sie sich gänzlich bei dieser Kälte verderben?“

Gellert lächelte wehmütig und sagte: „Mein Holz geht zur Neige, da muß ich sparen.“

„Ei, Sie sind doch kein Geizhals!“ rief der Doktor. „Dann müssen Sie kaufen.“

Noch wehmütiger, aber auch verlegener stotterte Gellert: „Auch mein Geld ist völlig auf der Neige, — doch — seien Sie zufrieden, ich — werde sorgen!“

Der Doktor, der nie lange bei einem Gedanken aushielt, neigte sich über den Tisch und sagte freundlich: „Ein neues Lied?“

Gellert nickte. Aber man sah, daß er verlegen war, daß der Doktor die Verse gesehen hatte.

Ohne weiteres nahm dieser das Blatt, trat gegen das Fenster, und die Eisblumen sehend, rief er: „Wahrhaftig Eisblumen! Nein, das geht nicht!“ Dann las er die Verse, während Gellert in seiner Bescheidenheit zu Boden blickte. Nach einer Weile rief der Doktor aus: „Vortrefflich! Wie innig, wie hingebend! Echt christlich und fromm! Liebster Herr Professor, das nehme ich mit und schreibe mir's ab, morgen bringe ich's wieder. Das muß meine liebe Frau, die Sie so innig verehrt, gleich lesen. Ich weiß, Sie haben nichts dagegen.“ Ohne auch nur Gellerts Antwort abzuwarten, steckte er das Blatt zu sich, trat dann zu dem Professor, auf dessen Zügen deutlich geschrieben stand, daß ihm das eigenmächtige Verfahren des Doktors mit seinem Lied höchst unangelegen kam, fühlte den Puls und sagte: „Keine Änderung im Befinden! Haben gewiß wieder gestern abend zu lange gearbeitet! Ist ganz gegen alle Verordnung! Müssen hinaus! Das Sitzen ist ein Elend für Sie! Sollten ein Gäulchen haben! Reiten! Das wäre Ihrer Gesundheit zuträglich! Müssen eins kaufen! Hören Sie?“

Gellert lächelte. „Schon wieder kaufen!“ sagte er. „Ha-

ben Sie nicht noch einige solcher wohlfeilen Rezepte, Verehrtester? Sie kämen besonders jetzt zu gelegener Zeit!"

"Und Feuer muß in den Ofen!" rief der lebhafteste Doktor. "Und wenn das letzte Stücklein draufgeht! Werde es unten bestellen! Nun leben Sie wohl, liebster Herr Professor! Gott befohlen!"

Mit diesen Worten hatte er seinen Hut und Stock ergriffen, machte eine kurze Verbeugung und war draußen, ehe Geilert nur aufstehen konnte, ihn zu begleiten.

Gellert lächelte wieder wehmütig. "Ein treuer, guter, tüchtiger Mann", sagte er dann zu sich selber, "aber wenn ich ausführen sollte, was er alles vorschreibt, so müßte ich über Geldsummen verfügen können wie der alte Neidhardt auf dem Markt."

Das Nennen dieses Namens gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Der wehmütige Ausdruck seiner Züge verschwand und machte einem anderen Raum, der es verriet, daß eine erheiternde Vorstellung ihn beschäftigte. Er trat zum Fenster und hing dieser Vorstellung nach, die ihn das Rumoren im Ofen überhören ließ, das durch Holzlegen verursacht worden war, das der Doktor befohlen hatte.

Wie es mit dem Rest der Barschaft Gellerts, mit den 30 Talern, gegangen war, die er zum Ankauf des winterlichen Holzvorrats bestimmt hatte, muß ich erzählen. Erst gestern waren sie zu einem Zweck verwendet worden, der das edle Herz des Professors im hellsten Licht erscheinen ließ, aber fürs erste eine warme Stube auf die Dauer sehr in Frage stellte.

Erster Tag

In einer der abgelegensten und ältesten Gassen Leipzigs, die aus allen Katastrophen der Stadt ziemlich unverseht hervorgegangen war, lag ein altes, baufälliges Häuschen. Es gehörte einem gewissen Neidhardt, einem der

reichsten Männer der Stadt, aber auch zugleich einem ihrer geizigsten Geldmacher. Es war sein Vaterhaus gewesen. Er würde es auch längst verkauft haben, wenn er nicht berechnet hätte, daß es viel mehr einbringe, wenn er es vermietete, als wenn er die etwa daraus erlöste Summe verzinslich ausgetan hätte. Er selbst hatte es seit seiner Jugend nicht mehr bewohnt, vielmehr lebte er in einem stattlichen Haus am Markt.

Auf die Erhaltung und Herstellung des baufälligen Häuschens verwendete er nichts; daher kam es denn auch, daß es in einem traurigen Zustand war. Die Böden waren verfault und zerbrochen, die Wände feucht, und das Kreuzholz der Fenster hielt kaum mehr die Eisenstäbchen, die den in Blei ruhenden runden, stockblinden Scheiben den Halt gewähren sollten. Seit Jahren war es an die Familie eines armen Schusters vermietet, der, reicher an Kindern als an Kunden, das Brot des Kummers und der Sorge aß und kaum den Mietzins zu erschwungen imstande war, zumal in einer Zeit, da der Krieg die Preise der Lebensmittel ungewöhnlich gesteigert hatte.

Treu und ehrlich war die Familie und wahrhaft gottesfürchtig. Solange der Vater arbeiten konnte, ging es eben noch leidlich; aber im Sommer war er schwer erkrankt und konnte sich bei der kümmerlichen Lebensweise gar nicht wieder erholen und darum auch sehr wenig verdienen.

Da war denn das Elend groß geworden, und zum Betteln konnten sich die Kinder erst entschließen, als der Mangel mit eiserner Faust sie anfaßte. So war der Mietzins bis zu 30 Talern angelaufen, und mit Entsetzen dachten die Armen daran, daß der hartherzige Neidhardt zu Zwangsmaßnahmen greifen könnte, die ein noch größeres Maß des Elends über sie bringen mußten. — Auf ihren Knien hatte die arme Frau ihn um Erbarmen angefleht; aber mit Drohungen war sie abgewiesen worden. Am Schluß des letzten Vierteljahrs hatte der harte Mann sie mit der Erklärung verlassen, wenn nicht in vier Wochen das Geld zur Stelle sei, würde er sie aus der Wohnung werfen lassen.

Verzweifelt war die arme Frau heimgekehrt, und die Erzählung machte auf ihren Mann einen solchen Eindruck, daß er aufs neue schwer erkrankte und seitdem hinsiechte. Wer könnte die Tränen der Mutter und Kinder zählen! Und immer näher rückte der Tag, an dem das Schlimmste ihnen bevorstand. Es war Winter geworden. Eisig drang die Luft durch die Fenster in den finsternen, feuchten Raum der Stube. Da lag im ärmlichen Bett der hinsiechende Vater; da standen und kauerten sechs Kindlein um den kalten Ofen, frierend, hungrig, weinend.

Händeringend stand die Mutter da. Sie hatte keine Tränen mehr. Da wandte sich der Kranke im Bett herum und sagte mit schwacher Stimme: „Wenn auch auf Erden kein Erbarmen mehr ist, droben ist's bei dem Herrn, der hat gesagt: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.‘ Komm, Frau, kommt, Kinder, wir wollen zu dem Herrn beten, und er wird uns nicht verlassen.“

Und tief ergriffen von dem glaubensvollen Wort des Kranken knieten alle nieder. Der Kranke faltete seine Hände und betete laut, inbrünstig und glaubensfreudig.

Und als er amen gesagt, da war's ihnen, als habe auch Gott ja und amen zu ihrem Gebet gesagt, und neues Vertrauen erfüllte ihre Herzen. Die Mutter und die zwei ältesten Kinder nahmen nun Körbe, um vor das Stadttor zu gehen, wo die Zimmerleute an den Balken eines neuen Hauses arbeiteten und den Armen es nicht verwehrten, wenn sie die Abfälle auflesen; die drei jüngeren gingen aus nach Brot an die Türen der Barmherzigen, und das jüngste blieb beim kranken Vater. Es war der Morgen jenes Tages, an dem der alte Neidhardt zum Äußersten schreiten wollte.

Der Himmel war wolkenlos. Aus dem tiefen Blau schien die Morgensonne auf die hartgefrorene Erde; der Ostwind blies mit schneidender Schärfe durch die Straßen und in die dünne Kleidung der Kinder. Sie zitterten vor Frost, denn keine Speise hatte sie heute noch erquickt.

Gerade an diesem Morgen war es Gellert, als ziehe ihn etwas hinaus ins Freie. Er zog einen warmen Rock an, nahm Hut und Stock und ging eben nach jenem Tor, dahin auch die drei Armen ihre Schritte richteten. Die Kinder aber klagten über den kalten Wind.

„Lauf voraus“, sagte die Mutter, „ihr wißt ja den Ort, dann wird's euch warm!“ Dann liefen die Kinder, daß ihnen die Mutter nicht so schnell folgen konnte, denn Kummer und Jammer gehen langsam.

Und als nun die Kinder aus ihren Augen waren, da fiel die ganze schwere Bürde ihres Jammers auf das arme Herz, und die Tränen, die ihr daheim fehlten, stürzten aus ihren Augen, und sie mußte sich auf einen Prellstein am Weg niedersetzen, denn ihre Beine trugen sie nicht mehr.

So saß die Arme da, als Gellert des Weges kam, und ihr Anblick fesselte Gellerts Fuß. Er kannte Kummer und Not. In Hainichen, im Vaterhaus, wo bei kärglichem Einkommen dreizehn Kinder mit dem Vater und der Mutter am Tisch saßen, waren sie auch keine seltenen Gäste gewesen, und sein eigenes Leben wußte auch davon zu erzählen, wie sich ein Armer durch die Welt drücken muß. Das aber ist die alte Wahrheit, daß das Herz eines Armen mehr Erbarmen und größere Opferfreudigkeit hat als das eines Reichen, denn es will einem scheinen, als habe das Geld eine versteinemde Wirkung und als hebe hier das Verständnis des Heilandswortes an, daß ein Kamel leichter durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher ins Himmelreich komme. Gellert stand da, betrachtete die weinende Frau, und manche Erinnerung zog durch seine Seele.

Die Straße war ziemlich leer an diesem kalten Morgen, aber in dem Herzen Gellerts tönte es so wundersam, daß er fühlte, hier müsse er helfen, wenn er irgend könne.

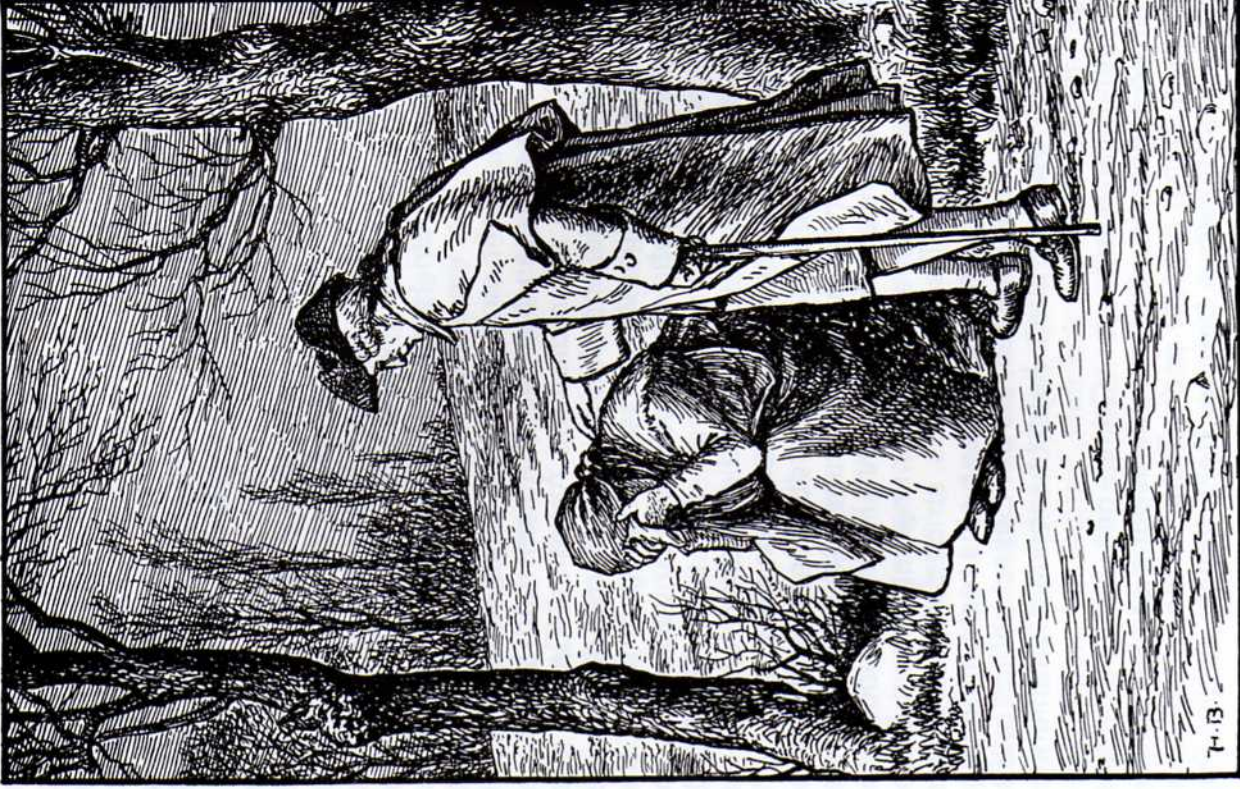
Er trat leise zu der Frau, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte wie einst der Herr am Tor Nains zu der tiefgebeugten Mutter: „Weib, weine nicht!“ Die Frau, die in ihrem Schmerz alles um sich vergessen hatte, fuhr bei dieser Berührung und solchem Wort erschrocken auf und sah

mit den tränenschweren Augen in des Mannes Antlitz, der vor ihr stand; aber der Schrecken wich, denn dies Antlitz war so teilnehmend, so vertrauenerweckend! Doch das Elend, das wahre, tiefempfundene, schließt mit eherner Pforte das Herz und den Mund. Es zieht sich zurück in sich selbst, denn die Erfahrung, wie selten eine volle warme Teilnahme ist, legt um das Herz eine Eisirinde, die nur schwer schmilzt. Und diese Arme hatte ja Menschenhärte genug kennengelernt.

Als sie schwieg, bat er sie um Vertrauen zu ihm, daß unwillkürlich die Frau ihn noch einmal ansah. Und nun begann die Eisirinde zu schmelzen. Es war ihr, als müsse sie diesem Mann, den sie doch gar nicht kannte, alles sagen, was sie drückte. Da lösten sich ihre Lippen, und sie erzählte ihm die Geschichte ihres Jammers bis zur Stunde, und wie ihr hier die ganze Last auf die Seele gefallen sei und sie einmal wieder habe weinen können, und nun sei ihr das Herz leichter, sie könne wieder aufatmen, aber was ihnen heute noch drohe, das sei das Härteste. Und sie sagte ihm, was Neidhardt zu tun entschlossen sei und jedenfalls ausführe, da sie keinen Heller für Brot habe, keinen für Arznei für ihren leidenden Mann, geschweige denn, daß sie die Schuld von 30 Talern tilgen könne, die auf ihnen laste. „Ach“, rief sie schmerzlich aus, „mein Mann wird der Krankheit erliegen und meine Kinder und ich dem Hunger! O wär's nur schon vorüber, denn für uns ist nur Rettung im Grabi!“

„Der Herr lebt noch, der der Menschen Herzen lenkt wie Wasserbäche!“ sagte Gellert, und das Wort ergriff des Weibes Seele gewaltig. Sie sprang auf, faßte seine Hand und rief: „Glaubt Ihr, daß er uns helfen werde?“

„Ich glaube es!“ versetzte noch kräftiger Gellert; denn in seinem Herzen war ja die Macht des Herrn offenbar; es hatte schon die Hilfe beschlossen. Es galt, seine ganze Barschaft hinzugeben, aber er dachte nicht daran, was für ihn folgen könnte; nur daran gedachte er, zu helfen. „Kommt mit mir in meine Wohnung“, sagte



er, „und Ihr sollt sehen, daß der Herr noch lebt, der vom Tod und vom Verderben errettet!“ Und er wandte sich zum Heimgang.

„O Herr“, rief die alte Frau wunderbar getröstet, „erlaubt mir, daß ich es meinen Kindern sage!“ Sie eilte dahin, wo die Kinder schon ihre Körbe mit Spänen gefüllt hatten, kehrte dann zurück und folgte ihm.

Und als er ins Zimmer trat, öffnete er sein Pult, nahm die Rolle, legte sie in ihre Hand und sagte: „Es sind 30 Taler, und es ruht kein Fluch darauf!“

Als die Frau im Übermaß des Glückes niederfallen und seine Knie umklammern wollte, da hob er sie auf und sagte: „Danket dem Herrn, der Euer Gebet erhört und nicht gesendet hat; ihn sollt Ihr preisen! — Aber“, sagte er dann noch, „geht nicht eher zum alten Neidhardt, als bis es 11 geschlagen hat. Dann kommt und bringt das Geld!“ Glückselig nahm die Frau Abschied. Gellert aber faltete seine Hände und dankte dem Herrn, der ihn gewürdigt, seine heilige Absicht zu vollziehen. Er flehte, daß er seinen Segen gebe, das Werk ganz zu vollenden, das er beabsichtigte. Dann eilte er zu dem alten Neidhardt, da es bald 11 Uhr war. Er empfand die volle Wahrheit des Heilandswortes: „Geben ist seliger denn nehmen.“

Er klopfte an des alten Neidhardts Tür an und trat auf ein ärgerliches „Herein!“ in die Stube. Der alte Wucherer stand eben an einem Tisch und rollte Haufen Geldes. Man sah es ihm an, daß ihm Gellert sehr unangelegen kam. Er zog das Schubfach des Tisches heraus, strich das Geld hinein, schob zu, schloß ab und wollte eben eine recht mißmutige Frage an seinen Besuch tun, als ihn Gellert höflich grüßte und ihn mit seinen treuen, heute besonders strahlenden Augen ansah.

Dieser Blick bannte den Grimm des Alten. Er fühlte, einem so allgemein verehrten Mann dürfe er nicht unartig begegnen. Daher richtete er die Frage an ihn, was ihm die Ehre dieses Besuches bereite. Dann nötigte er den Professor, sich zu setzen.

Gellert, froh, daß die Falten des Unmuts auf dem steinernen Gesicht des Alten sich glätteten, setzte sich und begann: „Von Ihnen, werter Herr Neidhardt, kann ich gewiß viel Gutes lernen; denn ein Mann, den der Herr so reich gesegnet hat wie Sie, wird es nicht unterlassen, von seinem Reichtum den gesegnetsten Gebrauch zu machen. Sie kennen gewiß die große Kunst, anderen wahrhaft wohlzutun?“

Der alte Neidhardt, der mit seinen Gedanken noch bei seinem Geld sein mochte, fühlte dennoch das Kitzlige dieser Frage, und eine Stimme mochte zu ihm sagen: Ist das wahr, alter Sünder? Was wirst du nun antworten?

Der Alte entfärbte sich etwas; die Antwort stockte auf der Zunge, weil sie eine Lüge würde gewesen sein, und eine andere wußte er doch nicht zu finden; darum brummte er etwas in den Bart, was etwa so klang wie: „Ach ja! Ganz recht! Hm! Hm!“

Ob es Gellert nicht verstand oder nicht verstehen wollte? Kurz, er begann mit der ihm eigenen Wärme von der Freude und dem überschwinglichen Segen des Wohltuns zu reden. Er hatte ja eben erst diese Freude und diesen Segen in reichstem Maß erfahren; darum quollen auch die Worte mit einer hinreißenden Begeisterung aus seiner Seele und wirkten mit so überwältigender Macht, daß der Alte in seinem Innersten zuerst erbebte, dann mehr und mehr fühlte, wie diese Worte ihn innerlich erwärmten und Empfindungen in ihm weckten, wie er sie nie in seiner Brust gehegt hatte.

Da schlug es 11, und mit dem Schlag der Uhr klopfte es an die Tür; die arme Frau trat mit freudestrahlendem Gesicht in das Gemach und legte Gellerts Geldrolle auf den Tisch, indem sie sagte: „Hier bringe ich Ihnen das Geld; aber nun geben Sie mir auch das Brieflein wieder, das mein armer, sterbenskranker Mann Ihnen auf seinem Sterbenslager geschrieben hat, daß Sie uns doch nicht möchten aus dem Haus werfen lassen!“ — Der Alte wechselte die Farbe, die Hand zitterte, die er nach der Geldrolle aus-

strecken wollte. Gellert gegenüber waren die Worte der Frau dem Alten eine Demütigung, die ihn niederdrückte, und ein Urteil für ihn, dessen Gewicht er in dieser Stimmung doppelt schwer fühlte. Scham, Verlegenheit, Reue bestürmten ihn mit nie gekannter Macht.

Endlich gewann er so viel Sammlung, daß er in abgerissenen Worten sagen konnte: „Ach, das hätte — ja so nicht — geeilt! Wie können Sie nur so reden? Es war ja — so schlimm nicht gemeint! Nur Drohung — nichts weiter! Doch — gehen Sie nur, Sie sehen, daß ich Besuch habe!“

Allein während dieser Worte hatten seine Knochenfinger die Geldrolle umklammert und in die Seitentasche seines Schlafrocks geschoben.

Gellert hatte ihn beobachtet und jede Regung seiner Seele auf seinem Gesicht gelesen. Fast unbewußt sagte er halblaut: „Es sind 30 Taler; und es klebt kein Fluch daran!“

Neidhardt hörte die Worte, und er fühlte ein Zucken in seinem Mark, ein Frösteln, das ihn durchschauerte.

„Ja, ja“, sagte die Frau, „jetzt sagen Sie, es hätte noch Zeit, weil Sie sich Ihrer Hartherzigkeit vor diesem Herrn schämen. Wissen Sie noch, wie Sie mich gestern, wo ich um Schonung flehen wollte, ohne mich anzuhören, mit den Worten fortjagten: All Euer Gewinsel hilft mir nichts! Geld, Geld muß da sein, sonst werf' ich Euch mit all Eurem Plunder auf die Gasse ohne alle Rücksicht! Wissen Sie's noch? Ich hab' Ihnen nicht geflucht, Herr Neidhardt; aber der Gott, der gesagt hat: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen, hat meinen Jammer gesehen. Wir hatten seit 24 Stunden nichts gegessen, und nun mit dem Kranken auf die Straße geworfen zu werden — es war zuviel! Mit dem Maß, womit ihr messet, soll euch gemessen werden, hat der Herr gesagt. Wie es mir und den Meinen war, das fühlen Sie nicht. Und als ich heimkam, betete mein Mann mit uns, auch für Sie, Herr Neidhardt, daß Gott Ihr Herz umwende, das steinerne aus Ihrer Brust nehme und Ihnen ein weiches, barmherziges gebe!

— Darauf bin ich mit meinen Kindern ausgezogen, Holz aufzulesen, da wir kein Holz haben in dieser Kälte, und da ist das endlose Leid über mich gekommen, und ich konnte einmal wieder weinen. So fand mich dieser gute Herr und schenkte mir die 30 Taler.“

Gellert hatte ihr vergeblich zugewinkt, daß sie doch davon Schweigen solle.

„Ja“, fuhr sie fort, „winken Sie nur nicht, zu Schweigen, ich muß es sagen, sonst drückt's mir das Herz ab!“

Jetzt fuhr Neidhardt herum und sah Gellert forschend an. Dieser stand betroffen da und blickte zur Erde.

„Oh“, fuhr die Frau fort, „das hab' ich wohl gesehen; reich ist der Herr nicht, aber reich an Barmherzigkeit; Gottes reichster Segen komme über ihn!“

„Sie haben das getan?“ rief der Alte mit Erstaunen. Die Hand des Herrn hatte ihn ergriffen, der Segen der Frau über Gellert ihn erschütterte. Das harte Herz wurde weich, und eine Regung fühlte er in seinem Herzen wie noch nie. Er trat zu seinem Pult, nahm ein Papierchen heraus und reichte es der Frau.

„Hier ist das Briefchen Ihres Mannes, aber auch die 30 Taler! Pflegen Sie Ihren Kranken damit, und kaufen Sie Brot für Ihre Kinder! Ihre Schuld ist bezahlt.“

Er wandte sich zu seinem Buch, schlug das Blatt auf, wo sie eingetragen war, und löschte den Posten mit einem kräftigen Federzug. Dann trat er zu Gellert und faßte mit Rührung seine Hand.

„Vortrefflicher Mann“, sagte er, „Sie können nicht nur schön und herzergreifend reden, sondern noch schöner handeln. Gott lohn's Ihnen! Um aber mein Unrecht an der armen Familie einigermaßen zu sühnen, so erlauben Sie mir die Bitte, daß Sie mich zu ihr begleiten. Sie sollen mich von einer anderen Seite kennenlernen!“

Die Frau stand da wie eine Bildsäule. Endlich kam Leben in sie. Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Oh, nun seh' ich wohl“, rief sie aus, „daß das Gebet des Gerechten viel vermag, wenn es ernstlich ist! Ach

Herr Neidhardt, vergeben Sie mir, daß ich schlimm von Ihnen gedacht! Gott segne Sie! — Sie aber", sprach sie zu Gellert. „Sie sind unser guter Engel, den uns Gott zur Rettung gesandt hat; wie können wir Ihnen das alles danken?“

Sie brachen auf und traten bald in das zerfallene Haus, in die Stube, wo ein erschütterndes Bild menschlichen Elends vor ihre Augen trat. Aber wie ein Sonnenblick nach trüben Tagen, so wirkte die Erzählung der Frau auf den kranken Mann und die Kinder. Alle streckten freudig ihre Hände den Wohltätern entgegen, und des Dankens war kein Ende. — „Siehst du, liebe Frau, der Herr hat uns erhört! Er sei gelobt!“ rief der Kranke.

In die Augen des alten Neidhardt traten Tränen, so ergriff ihn der Dank der Armen. Gellert redete Worte des Trostes zu dem Kranken. Er versprach, ihm den ihm befreundeten Arzt zu senden, und Neidhardt bekräftigte das.

Neidhardt ließ es nicht bei dieser ersten Wohltat. Er ließ den Sohn des Schusters bei einem Kaufmann in die Lehre treten, bezahlte das Lehrgeld und für die übrigen Kinder das Schulgeld, kleidete sie und erließ ihnen die Miete. Der Schuster genas, das muß ich hier vorgreifend mitteilen, und Neidhardt half ihm auf, daß er ein blühendes Geschäft gewann. Der Alte war von da an wie umgewandelt und blieb Gellerts Freund bis an sein Ende.

So war's am Tag vorher gegangen, und so war Gellert um seine 30 Taler gekommen. Armer war er geworden, aber innerlich um vieles reicher, und im stillen Kämmerlein dankte er dem, der sein Wort und Werk so sichtbar gesegnet hatte.

Zweiter Tag (Fortsetzung)

Als der Doktor aus Gellerts Stube trat, begegnete ihm die Magd des Hauses.

„Zeigen Sie mir doch des Herrn Professors Holzvorrat!“ sagte er.

Das Mädchen führte ihn zu einem Holzschuppen und sagte: „Da sieht's bedenklich aus, Herr Doktor, wenn nicht bald Ersatz kommt!“

„Tut nichts“, sagte er kopfschüttelnd; „er muß eine warme Stube haben! Legen Sie tüchtig ein!“ Dann eilte er heim, um seiner Frau den Genuß zu bereiten, daß sie Gellerts Lied lese. Aber so gut sollte es ihm heute nicht werden. Kaum bog er in die Straße zu seiner Wohnung ein, als eine arme Frau an ihn herantrat.

„Ach Herr Doktor“, sagte sie, „ich bitte, kommen Sie doch mit mir zu meinem kranken Mann! Der Herr Professor Gellert wird es Ihnen gesagt haben, und der alte Neidhardt will es haben, daß ich Sie rufen soll. Es tut not!“

„Woher kennt Ihr den?“ fragte er die Frau. Da ging dieser das Herz auf, und sie begann zu erzählen.

„Kommen Sie nur mit! Sie können mir's im Gehen erzählen“, sagte der Doktor; aber mehr als einmal blieb er mitten in der Gasse stehen und horchte auf die Worte der Frau, die sein Herz tief ergriffen.

„Nun weiß ich, wo sein Geld hingekommen ist“, rief er aus, „und warum er so arm ist wie eine Kirchenmaus! Nun ist's mir klar, warum er in einer kalten Stube sitzt und kein Holz kaufen kann! Edler Mensch! Gott lohne dir's!“ Mit Schmerz hörte jetzt die Frau, wie groß das Opfer war, das Gellert gebracht hatte.

Als sie das äußerte, rief der Doktor: „Tut nichts, er wird schon wieder Geld und Holz kriegen! So einen verläßt Gott nicht! Glauben Sie mir!“

Sie traten in das Häuschen, der Arzt verordnete das Nötige und lief dann wieder fort.

Als er zu seiner Tür kam, stand ein Bauernbursche da und hielt ein gesatteltes Roß am Zügel.

„Was gibt's?“ fragte er den Burschen.

„Der Schultzeiß von X — er nannte eines der nächsten Dörfer von Leipzig — läßt Euch bitten, gleich hinauszukommen. Unsere Frau ist in Nöten. Ach Herr Doktor, es

sind so brave Leute, und unser Herr verzweifelt fast, wenn Ihr nicht bald kommt! Es soll schlimm sein."

Der Doktor war ein tüchtiger, pflichtgetreuer Arzt. Da blieb keine Wahl; seine Frau mußte mit dem Gedicht warten, bis er zurückkehrte. Er lief eiligst hinauf, holte die Tasche mit den Instrumenten, rief seiner Frau ein paar freundliche Worte zu, eilte dann hinab, gab dem Knecht die Tasche, schwang sich aufs Roß und trabte davon. Auf der Landstraße hielt es schwer, durchzukommen, denn Artillerie und Infanterie nahmen sie fast ganz ein. Dennoch gelang es dem Arzt, zeitig am Ort anzulangen.

Vor einem stattlichen Bauernhaus hielt er an, das der Knecht als das Haus seines Herrn, des Schultheißen, bezeichnete. Ein Mann trat heraus, dem Kummer und Angst auf dem Gesicht geschrieben standen. Nach einigen wenigen Worten folgte ihm der Doktor in den oberen Teil des Hauses.

Schon nach einer Stunde kam der Schultheiß mit dem Doktor herunter. Die Miene des Doktors drückte Befriedigung aus, und an die Stelle des Kummers und der Angst auf dem Angesicht des Schultheißen war Freude getreten.

Beide traten in das Zimmer, wo eine große Anzahl hoher Offiziere sich eben zum Mittagsmahl niedersetzten. Auch der Doktor mußte an der Tafel Platz nehmen, wo der Schultheiß, der zugleich eine Wirtschaft hatte, die Bedienung besorgte.

Wer die Offiziere waren, wußte niemand. Nur sah man, daß sie einen mit großer Ehrerbietung behandelten. Es mußte eine sehr hohe Person sein, das sah man schon seinem ganzen Wesen an; aber das edle Gesicht trug das Siegel der Leutseligkeit und Milde.

Der Doktor hatte einen riesenmäßigen Hunger und achtete nicht auf das Gespräch der Offiziere, und der Schultheiß schob ihm immer neue Bissen zu.

"Sie sind wohl aus Leipzig, Herr Doktor?" sagte der hohe Herr, der ihn vom Schultheißen Doktor nennen ge hört hatte.

"Zu dienen!" erwiderte der Doktor, ohne sich in dem Geschäfte irremachen zu lassen.

"So kennen Sie wohl auch den Herrn Professor Gellert?" fragte der Herr weiter.

Jetzt legte der Doktor seine Gabel nieder, sah den Frägnenden an und erwiderte: "Ich bin sein Arzt und darf mit Stolz hinzusetzen, sein Freund!"

"So? Man hat mir gesagt, er sei leidend?"

"Das ist er leider!" bestätigte der Arzt. "Es fehlt ihm, wie allen Gelehrten, an der Bewegung. Besonders wäre es ihm gut, wenn er reiten könnte; ich habe ihm gesagt, er solle sich ein Pferd kaufen."

"Und will er das?" fragte jener.

"Das Wollen ist schon da", fuhr der Doktor fort, "aber das Vollbringen fehlt", und dabei rieb er bezeichnend den Daumen und den Zeigefinger.

"Also arm?" fragte der Herr mit großer Teilnahme.

"Wie eine Kirchenmaus!" platzte der Doktor heraus. "Wenn Sie es mir gestatten, will ich Ihnen sagen, wie ich ihn diesen Morgen fand."

Der Herr bat sehr darum, und der lebhaftere Doktor erzählte alles haarklein, was sich in den zwei Tagen ereignet hatte. Da schlug der Herr die Hände zusammen und sagte bewegt: "So ein edler Mann — und Frieren und Darben! Das ist zu hart! Und kann sich kein Holz und kein Pferd kaufen, weil er den letzten Heller der leidenden Menschheit geopfert!"

Der Doktor war nun im Zug. "Wenn Sie so viel Anteil an dem edlen Dichter nehmen", sagte er und griff in die Tasche, "so dürfte es Ihnen auch vielleicht nicht unlieb sein, das Lied zu lesen, das er diesen Morgen dichtete." — Er reichte das Blatt dem Herrn hin, ohne seine Antwort abzuwarten, und setzte hinzu: "Es ist die Originalhandschrift, die ich mir habe geben lassen, um eine Abschrift davon zu nehmen, wozu ich aber vor Berufsgeschäften noch nicht gekommen bin."

Hastig nahm der Herr das Blatt entgegen.

„Das neueste Lied unseres Dichters Gellert“, sagte er,
„muß ein Gemeingut sein. Ich werde es vorlesen.“ Und
er las:

Ich hab in guten Stunden
des Lebens Glück empfunden
und Freuden ohne Zahl.
So will ich denn gelassen
mich auch im Leiden fassen;
welch Leben hat nicht seine Qual?

Ja, Herr, ich bin ein Sünder;
und stets strafst du gelinder,
als es der Mensch verdient.
Will ich, beschwert mit Schulden,
kein zeitlich Weh erdulden,
das doch zu meinem Besten dient?

Dir will ich mich ergeben,
nicht meine Ruh, mein Leben
mehr lieben als den Herrn.
Dir, Gott, will ich vertrauen
und nicht auf Menschen bauen;
du hilfst und du errettest gern.

Laß du mich Gnade finden,
mich alle meine Sünden
erkennen und bereun!
Jetzt hat mein Geist noch Kräfte;
sein Heil laß mein Geschäfte,
dein Wort mir Trost und Leben sein!

Wenn ich in Christo sterbe,
bin ich des Himmels Erbe;
was schreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
vertrau ich deiner Gnade;
du, Herr, bist bei mir in der Not.

Ich will dem Kummer wehren,
Gott durch Geduld verehren,
im Glauben zu ihm flehn.
Ich will den Tod bedenken;
der Herr wird alles lenken,
und was mir gut ist, wird geschehn.

Die ganze Tischgesellschaft lauschte den Worten. Der Eindruck war ein mächtiger. Der Schultheiß stand bewegt da, denn auf ihn, der eben erst durch Gottes Gnade schwerem Kummer enthoben worden war, wirkte es am tiefsten.

„Herr Doktor“, nahm nun der Herr das Wort, „würden Sie mir erlauben, eine Abschrift davon nehmen zu lassen, wenn Sie überhaupt so lange hier verweilen?“

„Ich glaube nicht, daß ich ein Unrecht begehe, wenn ich das gestatte“, erwiderte der Doktor.

„Lieber Nostiz“, rief der Herr einem Ordonnanzoffizier, „bitte, nehmen Sie doch schnell eine Abschrift von dem Lied!“ Er reichte ihm das Blatt über den Tisch, und der Offizier entfernte sich eiligst.

„Und der Mann, der dieses Lied und die vielen anderen schönen Lieder und Fabeln gemacht hat, hat kein Holz, daß er sich eine warme Stube machen kann?“ fragte der Schultheiß eifrig den Doktor.

„Es ist, wie ich Euch sage“, antwortete dieser. „Ich fand ihn heute in einer kalten Stube.“

„Ei, so wollt' ich ja lieber acht Tage frieren wie ein Windhund!“ rief er aus, und — so ernst auch die Stimmung am Tisch geworden war, so brachen doch alle Anwesenden über des Schultheißen Äußerung in ein lautes Gelächter aus. Dieser meinte, die Herren glaubten nicht, daß er ausführen würde, was in ihm zum Entschluß gereift war, und sagte gereizt: „So wahr mir der Herr aus großer Not geholfen hat, ich lasse ihm heute noch einen Wagen voll Holz anfahren, wie noch keiner über das Pflaster von Leipzig gerollt ist!“ Er sprang zum Fenster und rief: „Peter!“

Wenige Augenblicke später eilte der Bursche ins Zimmer, der dem Doktor das Pferd gebracht hatte.

„Was soll ich, Herr?“ fragte der Knecht.

„Geh zum Schuppen und lade den großen Güterwagen, den wir zur Leipziger Meßzeit für die Waren brauchen, mit Buchenholz, was nur darauf geht; spanne vier Pferde vor und fahre nach Leipzig. Dort fragst du, wo der Herr Professor Gellert wohnt, und lädst ihm das Holz vor der Tür ab. Dann richtest du einen schönen Gruß von mir aus, und ich liebe ihm sagen, er solle sich damit eine recht warme Stube machen, und es wäre ein Geschenk für das schöne Lied, ich hab in guten Stunden. Aber, hörst du, es muß heute noch hinein!“

„Soll geschehen!“ erwiderte der Knecht und ging.

„Bravo!“ rief der Herr und alle Offiziere wie aus einem Mund: „Bravo, Herr Schultheiß!“

„Sie sind ein Ehrenmann“, sagte der Herr, „und haben da ein Beispiel gegeben, das nachgeahmt zu werden verdient. Ich will mir's schön merken!“

Gellert war nun einmal der Gegenstand des Gesprächs, und der Doktor mußte noch vieles von ihm erzählen. Er tat es gern, da er Gellert warm und treu liebte.

Endlich kam der Ordonanzoffizier, brachte die Abschrift, und der Herr gab dem Doktor das Original zurück. Der Schultheiß nahm es ihm aus der Hand. „Was dem einen recht ist, das ist dem anderen billig“, sagte er. „Eine Abschrift müßt Ihr mich auch nehmen lassen.“

„Mit Freuden“, erwiderte der Doktor, „aber ich muß das Blatt wieder haben, ehe ich heimkehre!“

„Gewiß, gewiß“, versicherte der Schultheiß. „Da ich keine Zeit habe, es abzuschreiben, schicke ich es zu unserem Herrn Kantor, der ist fix mit der Feder.“

Das geschah, und der Doktor stand auf, empfahl sich den Herren und begab sich zu seiner Patientin.

Vor der Tür fragte er den Reitknecht, der ein herrliches Roß am Zügel hielt, wer der Herr drin sei, dem man so viele Ehrerbietung erweise.

„Der Prinz Heinrich von Preußen ist's, mein vortrefflicher Herr“, entgegnete der Reitknecht.

Der Doktor rieb sich die Stirn und lief eiligst die Treppe hinauf.

Kurz darauf hörte man Pferdegetrappel. Der Prinz mit seiner Begleitung entfernte sich.

Darauf wieder hörte man Peitschengeknall. Der Schultheiß zog den Doktor zum Fenster hin, wo man auf den Hof sah. Vier kräftige Zugpferde mühten sich ab, einen ungeheuren Lastwagen voll Buchenholz fortzuziehen.

„Hab' ich mein Wort eingelöst?“ fragte der Schultheiß. „Vortrefflich!“ rief der Doktor. „Die Überraschung aber möchte ich sehen, wenn es ankommt! Gott vergelt's Euch, Herr Schultheiß!“

Zu des Doktors Freude befand sich die Wöchnerin wohl mit ihrem Neugeborenen. Er konnte sich zeitig entfernen, was um so nötiger war, als in Leipzig viele Truppen waren und Einquartierung zu befürchten stand.

Als er endlich mit Mühe seine Gellertsche Handschrift wieder hatte, verließ er das Dorf und kehrte nach Leipzig zurück, wo er endlich, nachdem er alle Erlebnisse der letzten Tage erzählt hatte, seiner Frau das Lied vorlesen konnte, ohne daß ihn ein neues Vorkommnis dabei gestört hätte.

*

Um die Zeit, da der Doktor mit dem Prinzen Heinrich von Preußen, ohne es zu wissen, zu Tisch saß, ging Gellert vor das Tor, wo er die weinende Frau gefunden hatte, um nach des Doktors Vorschrift sich zu ergehen. Alles, was er gestern erfahren, trat wieder vor seine Seele; aber kein Seufzer begleitete die Gedanken an die 30 Taler, ob er gleich nicht einmal so viel hatte, um einem Bettler eine Gabe zu geben. Ungewöhnlich weit dehnte er seinen Spaziergang aus, und der Abend war nicht fern, als er sich seiner Wohnung wieder näherte.

Mit Erstaunen bemerkte er eine Menge des schönsten Holzes, an dem drei Holzspalter sich tüchtig abarbeiteten. Mit einem leisen Seufzer sprach er in seinem Herzen den Wunsch aus, daß er doch auch so glücklich sein möge, einen solchen Haufen Holz sein zu nennen, zumal er jetzt keine Aussicht hatte, sich Holz kaufen zu können.

Als er zu den Arbeitern kam, grüßten sie ehrerbietig den allgemein verehrten Mann, und einer sagte: „Herr Professor, da haben Sie aber einen Wagen voll Holz gekauft, der hält mehr als zwei gewöhnliche. Wir werden morgen kaum fertig! Und das Holz ist fest wie Stahl und Eisen!“

„Ich Holz gekauft?“ sprach Gellert und dachte mit Entsetzen daran, daß seine Kasse bis auf die Nagelprobe leer war. „Ich weiß von nichts! Ihr werdet irrefolgend sein, gute Leute!“ — Er ging eiligst ins Haus, und die Holzspalter sahen sich an und lachten. „Das ist auch einer von den Gelehrten, die ihren eigenen Kopf vergaßen, wenn er nicht angewachsen wäre“, bemerkte einer.

„Still“, rief der andere, „laßt mir den Mann ungeschoren! Der macht die herrlichen Gotteslieder, und Leipzig kann stolz auf ihn sein!“

Während dieser kurzen Unterredung war Gellert in das Haus getreten. Die Hauswirtin kam ihm mit freundlichem Gesicht entgegen.

„Gratuliere, Herr Professor!“ sagte sie.

„Wozu denn?“ fragte Gellert mit Erstaunen.

„Nun“, fuhr die Frau fort, „Sie waren kaum weggegangen, da fuhr ein Frachtwagen mit vier Pferden an und lud eine ungeheure Masse des schönsten Buchenholzes ab.“

„Wem gehört denn das Holz? fragte ich“, fuhr die redselige Frau fort. „Ei, sagte der Fuhrmann, ich bin der Knecht des Schultheißen von . . . und bringe das Holz dem Herrn Professor Gellert, der ja hier wohnt. — Freilich, sagt' ich, wohnt er bei uns; aber er ist nicht zu Hause. — Tut nichts, erwiderte er, ich lad' es doch ab und richte meine Botschaft Ihnen aus, und Sie können's dem Herrn Professor wieder sagen. Er lädt ab und lädt ab, und man



meinte, das nähme gar kein End'. Es war ein Berg voll Holz, sag' ich Ihnen, Herr Professor, und von wegen der Polizei ließ ich gleich die Holzspalter bestellen. Die ar- beiten nun schon den ganzen Nachmittag, und man sieht's kaum an dem Haufen. Sie müssen's nun in den Hof schaf- fen, denn auf der Straße darf es nicht liegenbleiben."

"Bitte", wehrte Gellert ab, der wohl wußte, daß, wenn diese bewegliche Zunge in Fluß käme, er in der Kälte noch lange stehen könnte, "sagen Sie mir vielmehr, was es kostet — und dann —?"

"Kostet? Herr Professor, es kostet nichts, gar nichts; denn es ist ein Geschenk!"

"Was sagen Sie?" rief Gellert voll Erstaunen.

"Ja freilich", fuhr sie fort, "denn die Botschaft des Knechts lautete so" — und nun wiederholte sie mit wört- licher Treue, was der Schultzeiß dem Knecht aufgetragen hatte.

Gellert wußte sich kaum zu fassen. "Für das Lied, ich hab in guten Stunden' hat er ausdrücklich gesagt?" fragte er nach einer Pause.

"Ganz so, Herr Professor! Es muß ein neues Lied sein, denn ich habe es noch nicht gesehen."

Gellert schüttelte ungläubig den Kopf; denn wie das zu- sammenhängen sollte, begriff er nicht. Noch weniger be- griff er, wie der Schultzeiß in diesen Kriegszeiten Kennt- nis von dem Lied erhalten haben sollte, da es der Doktor doch erst spät am Morgen zu sich gesteckt hatte, um es seiner Frau vorzulesen; allein alles Grübeln half nichts, und die Tatsachen zeugten dafür: das Holz war da, kostete nichts, reichte den ganzen Winter und war vortrefflich.

Gellert ging in seine Stube, fand sie behaglich warm, zog seinen Schlafrock an und setzte sich in seinen Sor- genstuhl, in dem schon sein Vater in Hainichen manche sorgenschwere Stunde gesessen hatte. Aber Gellert saß heiterer darin als am Morgen. Hatte ihm doch Gottes Güte diesen Segen gesendet, als er dessen am nötigsten be- durfte; dafür dankte er ihm innig, daß dann sein Süpplein,

das ihm gebracht wurde, studierte noch ein Stündchen und legte sich dann mit dem Vorsatz zu Bett, sobald die Durchmärsche vorüber sein würden, selber zu dem Schult- zeiß zu gehen, um sich die nötige Aufklärung in dieser Sache zu holen. An den Doktor dachte er gar nicht, denn wie sollte der zu dem Schultzeiß von . . . kommen, ge- rade jetzt, wo von dieser Seite die Truppen kamen?

Dritter Tag

Als der folgende Morgen kam, dachte der Doktor, zeitig zu Gellert zu gehen, um ihn über den Zusammenhang der Holzgeschichte aufzuklären, aber so gut sollte es ihm auch heute nicht werden. Frühe schon erhielt er zahlreiche Ein- quartierung. Kaum konnte er seine Kranken besuchen. In eiliger Hast rannte er durch die Straßen, als ihm eine un- bekannte Stimme zurief. Er blickte auf und sah den alten Neidhardt, der ihn dringend bat, zu ihm zu kommen.

"Was macht der Schuster?" fragte er nach der flüch- tigen Begrüßung.

"Dem haben Sie bessere Arznei verschrieben als ich!" rief der Doktor aus.

"Ach Herr Doktor", erwiderte freudig bewegt der Alte, "das tat alles Ihr werter Freund, der vortreffliche Herr Pro- fessor Gellert. Von dem geht alles aus! Ich hätte ohne ihn in meiner alten Weise fortgehandelt, die ich jetzt ver- damme."

"Ja, ja", erwiderte der Doktor, "aber fahren Sie nur mit Ihrer Arznei fort, und in acht Tagen ist der Mann wie eine Eiche. Was ich sagen wollte, Herr Neidhardt, wissen Sie denn auch alles ganz genau? — Wissen Sie, Welch ein Opfer Gellert mit den 30 Talern brachte?"

"Nun?" fragte der Herr Neidhardt erstaunt.

"Denken Sie sich, der Gellert ist sehr arm. Die 30 Taler, die er der Frau des kranken Schusters gab, waren alles, was er im Vermögen hatte, und seit vorgestern hat er kei-

nen Pfennig mehr und weiß auch keinen zu erlangen, und doch dachte er an keine Folgen für sich, nur an die Not der Armen!"

Der völlig umgewandelte Alte schlug die Hände zusammen und rief: „Ist das wirklich wahr?“

„So wahr, als die Wintersonne in dieses Gemach leuchtet!“ versicherte der Doktor. „Da will ich Ihnen das Lied lesen, das er in dieser Lage dichtete.“ Er las dem Alten nun das Lied, das er zu sich gesteckt hatte, um es Gellert wiederzubringen. Der Alte hörte mit wahrer Andacht zu.

„Das ist vortrefflich!“ rief er aus. „Gellert ist ein herrlicher Mann! Lassen Sie mich doch das Lied abschreiben, Herr Doktor!“

„Das wollt' ich wohl tun“, entgegnete der Doktor, „wenn ich es ihm nicht wiederbringen müßte!“

„Wissen Sie was, Herr Doktor“, versetzte der Alte, „Sie gehen jetzt doch zu dem Schuster, und dann kommen Sie zurück und holen es bei mir ab!“

„Meinetwegen denn!“ sagte der Doktor und eilte hinweg.

Der Alte schrieb schnell das Lied ab und las es dann, las es noch einmal, dann sagte er zu sich: „Und dieser Mann sollte darben? Und ich habe Überfluß! Er hat mich auf einen guten Weg geführt, und seitdem kenne ich erst den Segen, den eine Wohlthat dem Gemüt gewährt, das sich übt. Nein, die 30 Taler send' ich ihm gleich! Er muß sie wieder haben, ohne daß er erfährt, von wem sie kommen.“

Er eilte an sein Pult, nahm eine Rolle mit 30 Talern heraus, versiegelte sie und schrieb darauf: „Für das schöne Lied ‚Ich hab in guten Stunden‘, und übergab es seinem Mädchen, das den Auftrag erhielt, es in Gellerts Hand zu legen, aber schnell sich zu entfernen und um keinen Preis zu gestehen, von wem es komme.“

Gellert saß im warmen Stübchen am Schreibtisch und studierte eifrig, als an die Tür geklopft wurde und auf seinen Ruf das Mädchen hereintrat, die Rolle auf den Tisch

legte und verschwand. Gellert blickte staunend auf das Geld, nahm es dann in die Hand, las die Überschrift und legte es wieder nieder.

„Das mache mir einer klar!“ rief er aus. „Ist denn das Lied etwa gedruckt in aller Leute Händen? Das ist unmöglich! Sollte der Doktor —? Ich kann mir's gar nicht denken, denn der Doktor weiß ja von den Schustersleuten noch nichts, und ich hab' ihn noch nicht einmal hinschicken können, weil ich ihn seitdem noch nicht gesehen, viel weniger gesprochen habe. Gott allein weiß, wie das zusammenhängt!“

In dem Nachgrübeln störte ihn jedoch ein neues Klopfen an der Tür. Diesmal war es ein preußischer Stabsoffizier, der fragte: „Habe ich die Ehre, den Herrn Professor zu sprechen?“

„Zu dienen“, erwiderte der Angeredete.

„Ihre Königliche Hoheit, der Prinz Heinrich von Preußen, der seit gestern abend hier ist, wünscht den Herrn Professor zu sprechen und läßt anfragen, da der Herr Professor leidend seien, wann er Ihnen aufwarten könne.“

„Aufwarten? mir? ein königlicher Prinz von Preußen? Das kann entweder nur ein Irrtum oder die unglücklichste Wahl des Ausdrucks sein. Bitte gehorsamst, Ihrer Königlichen Hoheit melden zu wollen, ich würde es mir zur höchsten Ehre rechnen, Ihrer Königlichen Hoheit zu jeder Zeit zur Verfügung zu stehen, da ich keineswegs bettlägerig bin, wie Sie sehen“, sagte Gellert.

Der Adjutant ergötzte sich an dem Erschrecken des Gellerten, den die Herablassung des Prinzen aus allen Fugen hob. „Erschrecken Sie nicht, Herr Professor“, sagte der Adjutant, „des Prinzen Königliche Hoheit hat allerdings diesen herablassenden Ausdruck gebraucht, und er zeugt von der Hochachtung, die er gegen Ihre werthe Person hegt. Wollten Sie aber Ihre Königliche Hoheit durch Ihren Besuch erfreuen, so würde ich es mir zur Ehre rechnen, Sie jetzt zu Ihrer Königlichen Hoheit zu begleiten, wenn es Ihnen so genehm ist.“

„Dann bitte ich, mir zu gestatten, daß ich mich umkleide“, sagte Gellert.

Der Adjutant verbeugte sich, Gellert begab sich in sein Schlafzimmer und trat in kurzer Zeit in seinen besten Kleidern wieder heraus, bereit, dem Adjutanten zu folgen.

Als sie bei dem Prinzen eintraten, kam ihm dieser entgegen, reichte ihm die Hand und überhäufte ihn mit freundlichen Worten. Er freute sich ungemein, sagte der Prinz, den Dichter des schönen Liedes „Ich hab in guten Stunden“ vor sich zu sehen.

Gellert wußte nicht, was er sagen sollte, als auch der Prinz von diesem Lied sprach. Er meinte nur, es müsse auf unerklärliche Weise ins Publikum gelangt sein, was er aber wieder nicht begreifen konnte. Gern hätte er den Prinzen gefragt, wie er denn das Lied kennengelernt habe; aber er hielt es doch für nicht anständig, eine solche Frage an den Prinzen zu richten.

„Man hat mir gesagt, Sie seien sehr leidend“, fuhr der Prinz fort, „aber ich freue mich, Sie wohler zu finden, als ich mir vorstellte. Dennoch ist Ihre Gesichtsfarbe keineswegs eine blühende, und es ist anzunehmen, daß sie zu viel sitzen.“

„Mein Beruf macht das Studieren notwendig“, sagte Gellert.

„Wohl wahr“, fuhr der Prinz fort, „allein Sie müssen daran denken, dem deutschen Volk seinen Lieblingsdichter zu erhalten, und sich mehr Bewegung machen.“

„Ich tue das nach Kräften, Königliche Hoheit.“

„Wohl, verehrter Herr Professor“, sprach der Prinz, „aber nicht genug! Wie oft wird die kotige Straße Sie abhalten, anderer Abhaltungen nicht zu gedenken. Da sollen Sie sich ein Rößlein halten und täglich ausreiten!“

„Wohl wahr, Königliche Hoheit. Auch mein Arzt schreibt mir solches vor, allein nicht jeder vermag die Mittel zu erschwingen.“

„Wohl wahr, Herr Professor“, ahmte der Prinz seine Worte nach, „wenn das Herz so mild und barmherzig ist,

daß es die letzten 30 Taler auf einmal einer Leidenden liebevoll spendet.“

Gellert wäre fast vor Scham in die Erde gesunken. Wußte denn alle Welt —?

Der Prinz sah seine Verlegenheit und faßte seine Hand. „Eder Mann“, sagte er, „ich weiß, wie Sie handeln, und es sei ferne, das tadeln zu wollen, was Gottes reiche Gnade über Sie bringen muß. Ja, Gott segne Sie dafür! Erlauben Sie mir aber, aus meinem Marstall Ihnen ein Pferd zu verehren, dessen fromme Art es zu einem Reiterpferd für einen Mann des Friedens geeignet macht.“

„Eure Königliche Hoheit!“ stotterte der überraschte Dichter, aber er konnte kein Wort mehr hervorbringen, denn seine Stimme versagte. Der Prinz, selbst bewegt, drückte ihm die Hand; dann sagte er, um den Dank abzuschneiden: „Mein Beruf ruft mich jetzt ab. Leben Sie wohl, verehrter Mann! Gott erhalte uns noch lange Ihr teures Leben! Möge dazu das Rößlein beitragen!“ Er verbeugte sich und trat in das Nebengemach.

Einen Augenblick stand Gellert da, ohne sich sammeln zu können, da trat der Adjutant zu ihm.

„Sehen Sie, verehrter Herr Professor, ein königlicher Prinz darf sich von keinem Dorfschulzen übertreffen lassen!“

Gellert starrte ihn an. „Woher weiß Ihre Königliche Hoheit das alles?“ stammelte er.

Der Adjutant lächelte. „Prinzen wissen zwar nicht alles“, sagte er, sich an der Verlegenheit Geillers weidend, „aber oft mehr als andere Menschenkinder. Zerberechnen Sie sich darüber den Kopf nicht und benutzen Sie des Prinzen Geschenk recht fleißig zu Ihrer Gesundheit!“

Gellert verstand die Anspielung, daß es Zeit sei, sich zu entfernen. Er bat, dem Prinzen seine tiefste Dankbarkeit zu bezeugen, und ging, von dem Adjutanten bis zur Tür begleitet.

Rätsel auf Rätsel häuften sich um ihn. Es schien ihm, als sei eine unbekannte zauberische Macht in all dem wirk-

sam, was er seit drei Tagen erlebt hatte. Manchmal kam es ihm wie ein Traum vor; aber als er zu seiner Wohnung kam, arbeiteten die Holzspalter emsig an seinem Holz, und an der Tür hielt ein prinziplicher Reitknecht ein wunderschönes Roß, stattlich gesattelt und aufgezümt.

„Es geschehen Zeichen und Wunder, Herr Professor!“ rief die Hauswirtin. „Gestern das prächtige Holz, das den Holzspaltern ordentlich unter dem Beil und unter der Säge wächst, und heute dies königliche Roß! Wo soll das hinaus?“

„Nun, nun“, sprach Gellert lächelnd, „seien Sie ruhig, die Bäume wachsen nicht in den Himmel!“

*

Gegen Abend saß Gellert auf seiner Stube. Er hatte die Holzspalter bezahlt und behielt viel Geld übrig; er hatte das schönste Pferd, und seine Seele erfüllte der wärmste Dank gegen Gott.

Da ergriff er die Feder und schrieb das Lied nieder:

Wie groß ist des Allmächtigen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
der mit verhärtetem Gemüte
den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmut mich geleitet?
Er, dessen Rat ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer gibt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ist's nicht sein Arm, der alles schafft?

Schau, o mein Geist, in jenes Leben,
zu welchem du erschaffen bist,
wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist!
Du hast ein Recht zu diesen Freuden,
durch Gottes Güte sind sie dein;
sieh, darum mußte Christus leiden,
damit du könntest selig sein.

Und diesen Gott sollt ich nicht ehren
und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen, ich nicht hören,
den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will ist mir ins Herz geschrieben,
sein Wort bestärkt ihn ewiglich:
Gott soll ich über alles lieben
und meinen Nächsten gleich als mich.

Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille:
Ich soll vollkommen sein wie er.
Solang ich dies Gebot erfülle,
stell ich sein Bildnis in mir her.
Lebt seine Lieb in meiner Seele,
so treibt sie mich zu jeder Pflicht,
und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott, laß deine Güt und Liebe
mir immerdar vor Augen sein!
Sie stärk in mir die guten Triebe,
mein ganzes Leben dir zu weihn;
sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen,
sie leite mich zur Zeit des Glücks,
und sie besieg in meinem Herzen
die Furcht des letzten Augenblicks.

Als er eben das Lied vollendet hatte, trat der Doktor ein. „Schon wieder ein Lied?“ rief er, auf den Tisch lossteuernd, auf den er das Manuskript des Liedes „Ich hab in guten Stunden“ legte.

„Freilich wohl“, sagte Gellert lächelnd, zog aber das Schubfach heraus und schob es hinein. „Sie sollen es nicht wieder kriegen, Doktor, denn Gott weiß, was Sie alles mit dem anderen getrieben haben!“

Der Doktor wollte sich ausschütten vor Lachen, als ihm Gellert alles erzählte, was in bezug auf das Lied geschehen sei. „Nun beichten Sie mir, wie das alles zusammenhängt!“ rief er aus.

Der Doktor sah ihn lange an, und in seinen Zügen spiegelte sich eine seltsame Freude.

„Was ich getan, ist nichts“, sagte er. „Gott hat auf Ihr Lied einen Segen gelegt, der sich wirksam erweist. Das ist alles. Teure Rezepte kann ich verschreiben, Verehrtester; aber ich erkenne, daß der Apotheker Ihnen nicht helfen kann und ich auch nicht. Diesmal hat der da droben Ihnen geholfen, ohne daß ich es ahnte. Ihm sei die Ehre!“ Und mit diesen Worten eilte er zur Tür hinaus.

ISBN 3 501 18050 0

Nr. 18050

18. Auflage · 137,-/139. Tausend 2006

Umschlagbild: Herbstsonne, Foto: H. Schult

Druck und Verlag der St.-Johannis-Druckerei, 77922 Lahr

Printed in Germany 16371/2006